

TIMOTHY ATTANUCCI

Unverbesserlich? Der Mensch als Krise der Utopie

Matthias Löwe: *Idealstaat und Anthropologie. Problemgeschichte der literarischen Utopie im späten 18. Jahrhundert.*

Berlin/Boston: de Gruyter 2012. 431 S. € 139,95.

ISBN 978-3-11-029216-9

Wie schwierig es ist, die Utopie auf den Begriff zu bringen, zeigen nicht zuletzt die sechs (!) im *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* aufgelisteten Verwendungsweisen des Wortes. Deshalb ist es sinnvoll, dass Matthias Löwe seiner Studie *Idealstaat und Anthropologie*¹ eine Leitunterscheidung voranstellt, nämlich die zwischen dem auf Thomas Morus' *Utopia* (1516) basierenden literarischen Textmuster (Begriffsexpl. 4 im *Reallexikon*) und dem soziophilosophischen »utopischen Bewusstsein« (Expl. 5). So sehr nun jedem Literaturwissenschaftler die Unterscheidung zwischen Form und Inhalt einleuchten muss, so unmöglich scheint es, der politischen Bedeutung der Utopie ihre zentrale und womöglich gattungsbestimmende Funktion abzuspochen. Denn aus Löwes sehr informativer – wenn auch etwas fachpolemischer – Wissenschaftsgeschichte der Utopieforschung geht hervor, dass erst die Politikwissenschaft die Utopie bzw. den »Staats-Roman«² als zusammenhängende Gattung »entdeckt« hat. Und auch Löwe, der sein Buch mit dem Hinweis beginnt, dass Utopien »häufig gar kein politisches Programm in Romanform sein« wollen (S. IX), kommt schlussendlich zu der Erkenntnis, dass diejenigen Autoren, die sich der »festverankerten Vorstellung« von der Utopie als literarischer Normvorschrift widersetzen, sich deswegen leider »nur schwer durchsetzen« können (S. 402).

1 Das vorliegende Buch wurde an der Universität Leipzig 2010 als Dissertation angenommen.

2 Robert Mohl: »Die Staats-Romane«. In: *Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft* 1 (1845), S. 24–74.

Damit wäre aber der Hauptkritikpunkt an dieser sonst sehr aufschlussreichen Studie vorweggenommen. Denn Löwe interessiert sich insbesondere für zwei Autoren, nämlich Wieland und Novalis, deren Utopie-Entwürfe sich jeder allzu einfachen politischen Bedeutungszuschreibung entziehen und dadurch ein besonders hohes Reflexionsniveau aufweisen. Nur solche Autoren, so Löwes These, bieten eine angemessene Antwort auf die Krise der literarischen Gattung Utopie, die mit dem Aufkommen der philosophischen Anthropologie um 1750 einsetzt. Die Begründung dafür, dass die Anthropologie eine Herausforderung für utopisches Schreiben darstellt, ist nur eine der vielen argumentativen Stärken von Löwes Arbeit – den Willen vorausgesetzt, die ideengeschichtlichen Thesen von Panajotis Kondylis als Prämissen zu akzeptieren, wie Löwe das tut. Knapp zusammengefasst: Voraussetzung für die frühaufklärerische Utopie war die Vorstellung des vernunftgeleiteten, tugendhaften Menschen – und sei es nur als Möglichkeit, oder, nach Leibniz, als »Vernunftwahrheit«, wenn schon nicht als »Tatsachenwahrheit« (S. 28). Die Anthropologie ersetzt nun diese Vorstellung des Vernunftmenschen durch das Bild des Menschen als geistig-körperliche Einheit, genauer als Geist, der ständig dem »Einfluss der diffusen Gefühle und Einbildungen« des Körpers ausgesetzt ist (S. 39). Obwohl sich diese ›Rehabilitation der Sinnlichkeit‹ als effektive Waffe im Kampfe gegen traditionelle Metaphysik erweise, berge sie – so Löwe mit Kondylis – auch die Gefahr des moralischen Nihilismus. Die anthropologische Spätaufklärung hat also zunehmend Schwierigkeiten damit, sich eine bessere, weil von vernünftigen, tugendhaften Menschen bevölkerte Welt vorzustellen.

Im Rahmen dieser Problemkonstellation verschiebt sich auch das kritische Interesse an der Utopie. Die Frage nach der je spezifischen Gestaltung der Utopie weicht nun der Frage nach deren grundsätzlicher Realisierbarkeit. Diese perspektivische Innovation erlaubt es Löwe, eine interessante und plausible Revision der Gattungsgeschichte vorzunehmen. So wird in einem der eigentlichen Analyse vorangestellten Exkurs Louis-Sébastien Merciers Roman *L'an 2440* (1770–1771), der in der Forschung bisher als »kopernikanische Wende der Gattungsgeschichte« bzw. als »erste sogenannte Zeitutopie« gilt (S. 73), in eine Reihe mit frühaufklärerischen Utopien wie Denis Veiras *L'Histoire des Sévarambes* (1677–1679) und Johann Gottfried Schnabels *Insel Felsenburg* (1731–1743) gestellt. Diese drei Texte verbindet ein darstellungstechnisches Anliegen, nämlich die Konstruktion einer plausiblen narrativen Brücke zwischen

der Erfahrungswirklichkeit der Leser und der dargestellten Utopie. Aus dieser Perspektive ist es nun zweitrangig, ob die Utopie auf einer fernen Insel oder in einer fernen Zukunft liegt. Wichtig ist nur, dass hier jeweils eine literarische Form gewählt wird, welche die Illusion einer utopischen Realität aufrecht erhält.

In dieser neugeordneten Gattungsgeschichte wird nun Christoph Martin Wieland eine herausragende Rolle zugeschrieben und dies, obwohl oder gerade weil er keinen eigenständigen utopischen Roman verfasst hat. Als Folge der schon erwähnten Gattungskrise darf die Utopie nur noch als ›Zitat‹ oder ›Episode‹ erscheinen, wie in den hier analysierten Fällen: in der Schilderung der Republik von Tarent in der *Geschichte des Agathon* (ab 1766); in den letzten zehn Kapiteln der *Dialoge des Diogenes von Sinope* (1770) sowie in der Naturkinder-Episode im *Goldnen Spiegel* (1772). Wielands Umgang mit der Utopie zeichnet sich aber vor allem dadurch aus, dass er die eigenen utopischen Entwürfe durch den betonten Einsatz von Techniken der Illusionsbrechung und Dialogisierung relativiert. Somit schließt er eigentlich an einen wichtigen Aspekt der humanistischen Utopie-Tradition (Morus) an, bricht aber zugleich mit der frühaufklärerischen Tendenz zur narrativen Illusionierung. Die ironische Brechung und Perspektivierung utopischer Inhalte macht Wieland in Löwes Augen zu einem der wenigen »selbstreflexiven Aufklärer« (S. 89). Diese Auszeichnung verdienen nur solche Autoren, die der ›Hypokrisie‹³ nicht erliegen. Die Idee der selbstreflexiven Aufklärung ist vor allem deswegen verlockend, weil sie die rhetorischen Stärken literarischer Darstellung hervorhebt. Herausgeberfiktionen, Erzählperspektivierung, Dialogisierung: alle diese Techniken der literarischen Fiktion erlauben nämlich ein nuancierteres Denken als philosophische Traktate oder gar politische Pamphlete.

In der Unterscheidung hypokritisch/selbstreflexiv liegt aber zugleich eine Gefahr: aus welcher Perspektive soll man entscheiden, ob ein Autor das nötige Maß an Selbstreflexion an den Tag legt? Und wenn Hypokrisie vor allem als eine allzu plakative Politizität begriffen wird, hieße das dann, dass die selbstreflexive Aufklärung gar keine Politik hat? In der Tat weist Löwes Studie die Tendenz auf, vor allem erstklassig kanonisierte Autoren

3 Im Sinne Reinhart Kosellecks: »Die Kritik [...] wird zum Motor der Selbstgerechtigkeit. [...] Die stete Entlarvung der anderen führt zur Verblendung des Entlarvers selbst«, zitiert nach Löwe, S. 87.

wie Wieland, Lessing oder Novalis zu den ›Selbstreflexiven‹ zu zählen, während Autoren zweiten Rangs, wie Wilhelm Heinse und Friedrich Leopold Graf zu Stolberg im dritten Kapitel, eher mit dem Etikett ›hypokritisch‹ versehen werden. Es mag sein, dass die von Löwe gut beschriebene Komplexität der Texte von Wieland und Novalis deren Ruf als Klassiker rechtfertigt. Doch merkt man der Studie die analytische Mühe an, die es kostet, die Reduktion der Utopie auf ein Zitat in Heinses *Ardinghello* (1787) oder die Dialogisierung und Illusionsbrechung in Stolbergs *Die Insel* (1788) von ähnlichen Phänomenen bei Wieland zu unterscheiden. Dabei kommt dieses Kapitel durch Lektüren von hoher Qualität und Überzeugungskraft ansonsten zu aufschlussreichen Ergebnissen. So erfährt man z. B. wie so unterschiedliche weltanschauliche Prämissen wie Heinses radikaler Sensualismus und Stolbergs adlig-konservative Empfindsamkeit ihren gemeinsamen Nenner im Anti-Absolutismus finden. Bei Stolberg gibt es zudem eine besonders raffinierte Raumsemantik, bei der die Unterscheidungen wirklich/utopisch und privat/öffentlich derart überlagert werden, dass unter dem angeblichen Schutz der Privatheit dennoch ein Raum für eine utopische Öffentlichkeit geschaffen wird. Gerade bei solchen interessanten Ergebnissen fragt man sich, warum Heinse und Stolberg einer ›nur‹ politischen Verwendung einer letztlich doch politischen Gattung bezichtigt werden.

Im vierten Kapitel verwundert zunächst die Zuschreibung von Novalis' eigenartiger Fragmentsammlung *Glauben und Liebe* (1798) zur Gattung Utopie. Löwe versteht es glänzend, hierfür den Nachweis zu erbringen. Zum einen erfüllt der Text die Kriterien eines aus der Utopie-Forschung der letzten Jahrzehnte klug erarbeiteten Katalogs von Gattungsmerkmalen (S. 14). Die bloße Zugehörigkeit des Textes zur Gattung beweist jedoch noch nicht dessen repräsentativen Charakter. Deshalb postuliert Löwe zum anderen, dass sich das der gesamten Romantik zugrunde liegende Spannungsverhältnis zwischen Wirklichkeit und Ideal auch als Problemkonstellation der Gattung Utopie verstehen lässt. Das romantische Schreiben sei demzufolge in einem gewissen Sinne immer schon utopisch, denn die Operation ›Romantisieren‹ bestehe darin, »die vorfindliche Wirklichkeit augenzwinkernd in ein anderes Licht zu rücken« (S. 272). Oder, wie Novalis schreibt: »Nichts ist erquickender als von unseren Wünschen zu reden, wenn sie schon in Erfüllung gehn« (Fragment Nr. 35, zitiert nach Löwe, S. 274). Wie Löwe überzeugend darlegt, wird hier die Mischung aus Indikativen

und Konjunktiven, die das utopische Sprechen ausmacht, auf den Kopf gestellt. Man redet nicht mehr im Indikativ von einer Welt, die es nur möglicherweise geben könnte – und nur im Konjunktiv, wenn man die narrative Illusion brechen will – sondern das idealisierende und daher de-realisierende Reden von der Wirklichkeit dient dazu, das Ideal als Wirklichkeit symbolisch zu potenzieren. Das Resultat ist ein unendliches Schweben, das zugleich gegen den hypokritischen Normativismus und den Nihilismus – als Extremantworten auf das Problem säkularer Normenfindung – immunisiert. Auf der anderen Seite bleibt die romantische Utopie dem Grundsatz der aufklärerischen Vervollkommnung treu: der Clou bestehe darin, die Wirklichkeit »als Beginn einer unendlichen Entwicklung zum Besseren zu inszenieren« (S. 397).

Zusammengefasst bestätigen letztlich solche nicht selten brillanten Einzellektüren die Grundthese des Buches, dass die philosophische Anthropologie einen massiven Einschnitt im Denken des späten 18. Jahrhunderts über die Möglichkeiten menschlichen Zusammenlebens darstellt. Insbesondere lohnt sich die Lektüre der einschlägigen Kapitel zu Wieland und Novalis, deren literarische Auseinandersetzungen mit der Utopie-Tradition sowohl im gewöhnlichen wie auch im besten Sinne als Ausnahmen dargestellt werden. Denn wenn man sich für die Utopie gerade als politische Gattung interessiert, wird man in *Idealstaat und Anthropologie* ab und zu den ›Staat‹ vermissen. Aber in der Problemgeschichte, wie Löwe in Anlehnung an Kondylis und Blumenberg schreibt, müsse man auch manchmal ›Problemhypothesen‹ übernehmen. Gerade in einem Zeitalter, in dem Fragen optimalen Regierens zunehmend Lösungsversuche technischer Art hervorrufen, ist es wohl ratsam, das konkurrierende Problem des ›Menschen‹ und seiner Sinnlichkeit in Erinnerung zu rufen.